geknechtet, zu Sklaven gemacht, während sie in den meisten Fällen die Taschen der Arbeitgeber gefüllt hätten. Es werde mit diesen sogenannten humanitären Einrichtungen lediglich Heuchelei getrieben, und die Arbeiterpartei müsse dagegen protestiren, daß diese Heuchelei gesetzlich sanktionirt werde. Geh. Rath Königs gab zu, daß hier und da mit diesen Wohlfahrtseinrichtungen Mißbrauch getrieben worden sei. Es hieße aber das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man deshalb die Arbeiter an der Betheiligung an denselben verhindern. Damit erwiese man den Arbeitern einen schlechten Dienst. Auch andere Staaten hätten solche Beschränkungen nicht getroffen. Außerdem ermangele der Antrag der Sozialdemokraten jeder fest umschriebenen gesetzgeberisch verwerthbaren Gestalt. In der gleichen Richtung bewegten sich die Ausführungen des Abg. Möller. Derselbe wies namentlich auf die für den Arbeiter sehr ersprießlichen gemeinnützigen Baugenossenschaften hin. Abg. Bebel erwiderte dem Regierungsvertreter, daß es seiner Partei lediglich darauf angekommen sei, ihren Standpunkt zu präzisiren, denn an eine Annahme ihres Antrages sei gar nicht zu denken. Uebrigens sei ihr Antrag mindestens ebenso klar wie andere Gesetze. Der Hinweis des Abg. Möller auf die gemeinnützigen Baugenossenschaften passe gar nicht hierher. Diejenigen, welche solche Gründungen machten, seien Häuserspekulanten, und die Arbeiter, welche in solche Häuser zögen, seien von den Spekulanten ganz unabhängig. Anders läge die Sache bei den Arbeiterwohnungen, welche im Besitz der Arbeitgeber seien. Handelsminister von Berlepsch wies zunächst darauf hin, daß die Wohnungsfrage mit dem § 117 absolut nichts zu thun habe. Er ging dann auf die von Bebel berührte Frage der Prämien- und Darlehnzahlung der Saarbrücker Bergwerksverwaltung ein und erklärte, daß, wenn wirklich einem Arbeiter, der gestreikt, von der Saarbrücker Bergwerksdirktion die Prämie resp. das Darlehen vorenthalten worden sei, dies voll und ganz die Billigung der vorgesetzten Behörde, in specie seine, des Ministers Billigung finde. Man könne nicht verlangen, daß einem Arbeiter, der die Arbeit niederlege und dazu in diesem Falle noch einen Kontraktbruch begehe, ein Benefizium zu Theil werde. Der Minister sprach dem Abg. Bebel das Recht ab, im Namen der Arbeiter von einer Knechtung der Arbeiter bei diesen Wohlfahrtseinrichtungen zu sprechen. Die Hunderte von Arbeitern, welche in dem genannten Bezirk sich um die Wohlthat der Prämien bewürben, bewiesen, daß der Abg. Bebel die Lage und die Bedürfnisse dieser Arbeiter gar nicht kenne. Frhr. v. Stumm (Reichsp.): Wir haben keineswegs unsere Gesetzesbestimmungen auf möglichste Freiheit der Arbeiter und Arbeitgeber gerichtet, wir haben die Sonntagsruhe, das Verbot des Trucksystems u. A. eingeführt. Es fehlte nur noch, daß Herr Bebel dem Arbeitgeber verböte, mehr als den ortsüblichen Lohn zu zahlen, um ihn an sich zu fesseln. Die Entlassungen auf meinem Werke vor etwa zehn Jahren haben sich auf ein oder zwei Leute bezogen, die an gewissen Bestrebungen theilgenommen hatten. Mit der Wohnungsfrage hatten die Entlassungen nichts zu thun. In dieser Beziehung sind alle Arbeitgeber im Saargebiet mit Recht gleichmäßig vorgegangen. Die Maßregel richtete sich nicht gegen die Arbeiter, sondern gegen die Agitatoren. Heute, wo wir kein Sozialistengesetz mehr haben, ist es heiligste Pflicht des Arbeiters, aus eigenen Mitteln gegen die Sozialdemokratie einzutreten. Abg. Bebel: Die Bergwerksverwaltung hat durch das Wiedereinstellen der Streikenden anerkannt, daß Mißstände in der Verwaltung vorhanden waren. So existiren auch jetzt noch im Saarbrücker Revier übermäßig lange Kündigungsfristen. Minister Frhr. v. Berlepsch: Ein Anerkenntniß von Mißständen in der Verwaltung liegt in der Wiedereinstellung der Arbeiter keineswegs. Die Einstellung ist nur geschehen, weil sich der größte Theil der Arbeiter in einer Zwangslage befand, in einer Zwangslage nicht der Verwaltung gegenüber, sondern gegenüber den Agitatoren, die sie zum Kontraktbruch trieben. Wenn Herr Bebel eine Kündigungsfrist von 14 Tagen, wie sie im Saarbrücker Revier üblich ist, für zu kurz hält, so beweist er damit, daß er von anderen Verhältnissen, wie denjenigen der Orte, wo er sich als Agitator aufhält, nichts weiß. (Beifall rechts.) Abg. Leuschner (Rp.): Ich möchte zunächst festnageln, daß Herr Bebel es für Knechtschaft hält, wenn man dem Arbeiter Gelegenheit giebt, sich anzubauen und in ein Verhältniß zu kommen, wie es jetzt allerwärts mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit angestrebt wird. Ich weiß in den Bergwerksdistrikten vielleicht besser Bescheid, wie Herr Bebel; vernünftige Leute wollen dort von den Agitatoren nichts wissen, dazu haben sie einen zu gesunden Menschenverstand. (Beifall rechts.) Der Bergbau kann ohne eine gewisse Ordnung nicht bestehen, eine Ordnung, die Sie (zu den Sozialdemokraten) untergraben wollen. Es wäre unerhört, wenn der Arbeitgeber solchem Gebahren nicht entgegentrete und sich das Fell über die Ohren ziehen ließe. (Beifall rechts.) Ich bedaure, daß nicht viel mehr gegen die Agitatoren geschieht, wie bisher. (Beifall.) Die Abgg. Möller und Rösicke wendeten sich gleichfalls gegen die Ausführungen des Abg Bebel und namentlich gegen die Einwendungen wider die Arbeiterwohnungen. § 117 wurde sodann in der Kommissionsfassung angenommen, sodann auch § 118. Zu § 119a (Lohneinhaltungen) erklärte sich der Abg. Payer gegen die Zulassung und Festsetzung der Bestimmungen durch die Gemeinden. Abg. Molkenbuhr führte aus, die Lohnabzüge würden hier zwar gesetzlich als berechtigt hingestellt, Ausstände werde man durch solche Maßregeln aber nicht verhindern. Diese Maßregel werde nur Unzufriedenheit in den Arbeiterkreisen hervorrufen. Die Abstimmung über diesen Paragraph wurde vertagt, nachdem der Abg. Singer erklärt hatte, er werde vor der letzten Abstimmung die Beschlußfähigkeit des Hauses bezweifeln.

Die „Times" lassen sich von ihrem Pariser Berichterstatter einige natürlich mit Fragezeichen zu versehende Mittheilungen über die Reise der Kaiserin Friedrich nach Paris machen. Zunächst sei der praktische Zweck die Erledigung der Erbschaft der 10 000 000 Franks von der Herzogin von Galliera, im Anschluß daran ein Besuch der Pariser Paläste, sowie Kunst- und Möbelsammlungen, weil aus dem Betrage der Erbschaft das Schloß Königstein (hier wird wohl eine Verwechslung vorliegen) ausgebaut und künstlerisch ausgeschmückt werden solle; daneben solle die Reise, die natürlich mit Genehmigung des Kaisers erfolgt sei, den magischen Zirkel durchbrechen, welcher die Kaiserliche Familie von Paris fernhielt. Selbstverständlich muß man dem Londoner Blatte die Verantwortlichkeit für seine Mittheilungen überlassen, die in ihrem letzten Theil z. B. die Thatsache übersehen, daß die Kaiserin nach 1870 schon mehrfach in Paris gewesen ist.

Es ist gewiß, daß das parlamentarische Mandat, welches dem Fürsten Bismarck von Harburg aus angeboten ist (wo jedoch keines frei ist), dasjenige des 19. hannoverschen Reichstagswahlkreises (Geestemünde) ist. Fürst Bismarck hat bekanntlich abgelehnt. In der dem Fürsten nahestehenden „Münchener Allg. Ztg." wird ausführlich auseinandergesetzt, weshalb er ein Reichstagsmandat nicht annehmen könne. „Er müßte dort als „Wilder" erscheinen und genau wie ehedem als Reichskanzler sich für die von ihm vertretenen Anschauungen eine Mehrheit bald aus den Parteien suchen, denen auch seine Wählerschaft angehört, bald aber, z. B. in Zollfragen, aus einer Mehrheit, die sich aus Konservativen und Zentrum zu bilden hätte. Ein leitender Staatsmann, der fest im Vertrauen der Krone steht, kann so operiren, wenn er dies im öffentlichen Interesse für nützlich und vor Allem für unvermeidlich erachtet; ein parlamentarischer Staatsmann vermöchte dies nicht, ohne im einen oder andern Falle in Gegensatz zu seiner Wählerschaft zu gerathen. Fürst Bismarck wäre im Reichstage eine Alles so überragende, die Verhältnisse so beherrschende Persönlichkeit, daß er wahrscheinlich auf dem Sitze des Abgeordneten ziemlich den gleichen Einfluß ausüben würde, wie vordem am Bundesrathstisch, und die einzelnen Parteien würden sich alsbald klar zu machen haben, in welches Verhältniß sie sich zu ihm setzen wollen. Aber damit wäre die Sache nicht erschöpft; die Schwierigkeit liegt in dem Verhältniß zur Regierung. Ob eine Regierung überhaupt möglich wäre, welcher Fürst Bismarck in parlamentarischer Opposition gegenüberstünde — diese Erfahrung müßte erst gemacht werden. Nun könnte man ja sagen: wenn eben eine Regierung ihm gegenüber nicht möglich ist, so wäre damit für ihn das Recht und die Pflicht gegeben, wieder selbst die Regierung zu übernehmen. Das ist der zweite Punkt, an welchem das englische Verhältniß auf das deutsche nicht zu übertragen ist. Die Uebernahme der Regierung vollzieht sich in Deutschland und Preußen nicht auf Grund einer parlamentarischen Lage, sondern auf Grund einer Uebereinstimmung mit der Krone, einer Uebereinstimmung, welche eine sachliche sowohl als eine persönliche sein muß. Wir bezweifeln, daß diese sachliche Uebereinstimmung in naher Zeit wieder herstellbar sein würde, hinsichtlich der persönlichen bezweifeln wir es fast noch mehr. Die Zeiten ändern sich, und am beweglichsten ist — das lehren unsere Tage nur zu deutlich — die Politik. Aber noch sind die Verhältnisse wohl so gelagert, daß der Bruch, dessen Anfänge bereits in den Sommer 1888 zurückreichen, sich dann binnen Jahresfrist schnell verdichteten, um schon gegen Ende des Jahres 1889 rasch der Krisis zuzutreiben, als une rupture sans retour erscheint. Ob auf die Dauer — steht bei der Vorsehung, welche Deutschland in seinem Entwickelungsgange auf Wegen geführt hat, die Niemand ahnen noch voraussehen konnte. Für den Fürsten Bismarck ist mithin einstweilen ihm Reichstage kein Platz. Er könnte dort nur als Führer einer Partei erscheinen, welche stark und zuverlässig genug wäre, im eine Majorität zu bilden; er könnte es ferner nur, wenn er bereit wäre, im gegebenen Falle die Leitung der Regierung wieder zu übernehmen. Wir glauben nach allen Anzeichen nicht, daß die Geneigtheit dazu bei ihm besteht; inwiefern unter Umständen auf Seiten der Krone die Geneigtheit bestehen könnte, sich wieder an den Fürsten Bismarck zu wenden — darüber eine Ansicht zu äußern, müssen wir in Ehrerbietung versagen."

Bezüglich der zahlreichen Gerüchte über Aeußerungen des Kaisers wird der „Nordd. Allg. Ztg." geschrieben: „Die Berichte über angebliche Aeußerungen des Kaisers bei Mahlzeiten und sonstigen Veranstaltungen sind mit größter Vorsicht aufzunehmen, da sich dieselben jeder Kontrole entziehen, so lange die Personen, denen gegenüber die zitirten Aeußerungen gemacht sein sollen, nicht namhaft angeführt und jene somit in die Lage versetzt werden, Ungenauigkeiten zu dementiren. — Mittheilungen, die etwa mit den Worten eingeleitet werden — „Wie verlautet, soll sich der Kaiser verschiedenen Herren gegenüber, die er jüngst bei der und der Gelegenheit angetroffen hat, dahin geäußert haben, ..." — können von vornherein als solche bezeichnet werden, die jeder ernsten Beachtung unwürdig sind." Diese Bemerkungen dürften auch auf einen Pariser Bericht Bezug haben, nach welchem der Kaiser mit einem Botschafter sich eingehend über die Ursachen des Rücktritts des Fürsten Bismarck unterhalten haben soll. Daß die Gerüchte „unsinnig" seien, welche davon zu erzählen wußten, der Kaiser wolle den früheren Reichskanzler gerichtlich verfolgen lassen, brauchte nicht erst von Paris aus bestätigt zu werden."

Ueber die Rede des Kaisers äußert sich heute auch die „Nationalzeitung". Wir entnehmen dem betr. Artikel das Folgende: „Daß die Krone bei uns nicht blos ein so zu sagen automatisch wirkender Mechanismus zur Einsetzung von Ministerien ist, welche von den Parteien designirt werden, daß sie ein machtvoller, selbständiger Faktor unseres Staatslebens ist, darüber braucht man nachgerade keine Worte zu verlieren; aber diese Machtfülle der Krone bekundet sich vor Allem in der aus eigenem Entschluß erfolgenden Ernennung der Minister und in der Bestimmung der Politik, welche die Regierung zu verfolgen hat; man kann daher sehr weit von der Absicht entfernt

---

Um Millionen.

Von A. K. Green.

[49. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Und ich Virginia Rogers, aber man nennt uns Beide Jenny, nicht wahr?" sagte die Signorina freundlich. Ihr war ganz leicht um's Herz geworden. Der Inhalt ihres Briefes würde Degraw weit weniger verletzen, wenn er zugleich erführe, daß er die Millionen, welche sie aufgab, in eine weit würdigere Hand legen könne. „Unser Name ist in letzter Zeit viel genannt worden," fuhr sie fort, „er hat seinen Trägerinnen Glück und Unglück gebracht, Sie werden gewiß auch davon gehört haben."

„Man sagt, daß eine Sängerin des Namens kürzlich ein großes Vermögen geerbt hat; ihr Glück war in aller Munde."

„Der Reichthum macht das Glück nicht aus. Doch an sich ist das Geld nicht zu verachten, nicht war, Jeannette?"

„Das will ich meinen, Virginia, ich kann nie genug davon bekommen. Ich will damit nicht sagen, daß ich habgierig bin", versicherte sie, „aber mein Gehalt ist sehr gering und unsere Bedürfnisse sind groß. Ich möchte wohl —". Sie stockte erröthend. „Ach ich vergaß", fuhr sie fort, „Sie sind nicht arm wie ich und werden mich nicht verstehen."

„Doch, doch," rief die Signorina eifrig. „Ich bin so arm wie Sie, das heißt, ich werde bald gar nichts haben, nichts mehr mein eigen nennen, während Sie —"

„Sie werden gar nichts haben?"

„Nichts, als was ich der Güte eines geliebten Gatten verdanke, aber das ist der beste Reichthum, nicht wahr?"

„Darüber kann ich nicht aus Erfahrung sprechen," versetzte die Andere schalkhaft.

„Aber ich weiß es", flüsterte die Signorina und fügte dann rasch hinzu, „ich bin die Sängerin, die Sie vorhin erwähnten."

„Wirklich, wie wunderbar! Das ist mir nicht im Traum eingefallen und doch hätte ich es mir eigentlich denken können! Und Sie wollen all' Ihr vieles Geld fortgeben? Wie bewundere ich Sie! Freilich haben Sie keine Mutter, für die Sie sorgen müssen."

„Nein, mich wird ein geliebter Mann in seine Obhut nehmen; ich werde nicht verlassen und schutzlos sein."

„Warum Sie das Geld aufgeben, weiß ich natürlich nicht; macht Sie das nicht unglücklich? Entschädigt Sie die Liebe für Alles?"

„Ach," seufzte die Signorina, „die Liebe mischt manchen Schmerz in ihre Freuden. Glauben Sie mir, Sie sind beneidenswerth, daß Sie der Liebe Lust und Leid nicht kennen. Und Sie besitzen eine Mutter! Vielleicht wäre Manches anders in meiner Vergangenheit, hätte auch ich eine Mutter gehabt, um mich zu lehren und zu leiten." Sie seufzte und Thränen hingen an ihren Wimpern. „Mir ist, als wären wir zwei alte Freundinnen, Jeanette", fuhr sie bewegt fort, „könnten auch Sie mir wohl ein wenig gut sein?"

„Ich — Ihnen — o von ganzem Herzen", rief diese und die beiden Mädchen sanken einander gerührt in die Arme.

Weit froher als sie gegangen, kehrte die Signorina zurück. Sie nahm den Brief an Herrn Degraw wieder zur Hand, um die folgenden Worte hinzuzufügen:

„Wenn Sie in Ungewißheit sind, wem Sie das große Vermögen zuwenden sollen, das so unerwartet in Ihre Hand zurückkehrt, so erinnern Sie sich der jungen Lehrerin, die ebenfalls den Namen Rogers trägt. Sie ist so schön als gut, denn sie ist nicht mehr lahm und ohne Zweifel die würdigste Erbin des Reichthums, dessen ich so unwerth war."

Siebenunddreißigstes Kapitel. Eine neue Schicksalswendung.

Mehrmals hatte Hamilton Degraw schon Pinsel und Palette zur Hand genommen, aber er konnte nicht malen und gab den Versuch endlich auf. Er erwartete eine Antwort auf seinen Brief und ging jetzt unruhig im Atelier hin und her, den Blick nach der Thür gerichtet, denn es war die gewohnte Zeit für den Postboten. Erhielt er jetzt keine Nachricht, so mußte er wieder drei Stunden lang hoffen und harren.

Halt — da kommen Schritte herauf — aber leise, zierliche Schritte, bis zu seiner Thür. Es klopft. Und wer steht draußen? Himmel, das hat er nicht erwartet. Kein Pulsschlag seines Herzens hat ihm verrathen, daß sie es sein würde, in dem ganzen Zauber ihrer Schönheit. Kommt sie auch nicht allein, so ist seine Freude doch nicht minder groß, denn dieser Besuch läßt ihm keinen Zweifel mehr, daß sie ihn über Alles liebt und ihm angehören will.

„Willkommen," ruft er entzückt, „willkommen Fräulein Rogers, willkommen, werthe Frau Dutton! Wie freue ich mich, daß Sie mein Atelier mit Ihrem Besuch beehren. Längst schon habe ich gewünscht, Sie bei mir zu sehen, wenn auch nur um Ihnen dies Bild von Fräulein Aspinwall zu zeigen, das für eine meiner gelungensten Arbeiten gilt."

„O wie reizend," rief sie. „Wann haben Sie das gemalt? Hat Hilary es gesehen?"

„Nein, noch habe ich nicht gewagt, es Fräulein Aspinwall zu zeigen. Sie sehen, es ist ein Idealportrait, ich habe es „des Dichters Traum" genannt."

Jenny sah ihn verständnißvoll an; Frau Dutton war unterdessen mit der Besichtigung des Ateliers beschäftigt.

„Ich habe ein Gegenstück dazu, das ich „der Liebe Wirklichkeit" nenne," fuhr Degraw zärtlich fort. „Können Sie errathen, wer das Urbild desselben ist?"

Ihre Augen ruhten mit leidenschaftlicher Gluth in den seinen. „Rathe ich recht, wenn ich sage es sei Ihre künftige Gattin?" fragte sie.

Hätte er sie doch an sein Herz drücken können! Nur ihre Hand durfte er verstohlen in der seinigen halten, denn sie waren nicht allein.

„Geliebte," flüsterte er, „wären wir doch nur eine Minute lang ohne Zeugen!"

„Wir können ohne Scheu vor Frau Dutton sprechen, sie ist sehr zartfühlend und wird uns nicht stören. Wir haben einander viel zu sagen."

„Ja, alle unsere Lebenspläne zu besprechen," versetzte er.

„Zuerst müssen Sie mir erklären, warum Sie mich drei Tage lang zwischen Hoffnung und Verzweiflung schmachten ließen?"

Ein Schatten flog über sein Gesicht, seine sonnige Heiterkeit war verschwunden. Sie sah, wie ungern er ihr Rede stand. Aber sie konnte es ihm nicht erlassen. Seufzend nahm er das Wort:

„Ich habe eine schwere Zeit durchgemacht, Jenny. Ein Freund, auf dessen Urtheil ich mich verlasse, hat aus irgend einem mir räthselhaften Grunde ein starkes Mißtrauen gegen Sie gefaßt."

Sie sah ihm starr ins Gesicht.

„Gegen mich? Wer —" begann sie, hatte jedoch nicht den Muth fortzufahren. Ihr war, als sei die Axt ihrem Glück an die Wurzel gelegt.

„Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich so großen Werth auf seine Meinung lege; aber er ist ein edler Mensch, ein wahrer Ehrenmann. Ich spreche von Byrd, Jenny."

„Byrd" — Wie ihre Augen sprühen — der Name will kaum über ihre Lippen.

„Lassen wir dies Gespräch ruhen," rief er, „es macht Sie unglücklich und stimmt nicht zur heutigen Stunde."

„Nein, nein," bat sie, „ich muß wissen, warum Herr Byrd mir mißtraut." Sie waren indessen in die kleine Nische getreten, welche er sorgfältig ausgeschmückt hatte, um ihr Bild darin würdig aufstellen zu können. „Mir gegenüber hat er doch nichts davon gezeigt," fuhr sie fort. „Was giebt er für Gründe an, was bringt ihn auf solche Gedanken?"

„Das weiß ich nicht, Geliebte. Ich will nur erklären, warum ich an Fräulein Aspinwalls Empfangstag nicht zu Ihnen eilte. Er hielt mich zurück." (Fortsetzung folgt.)